Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 42 (1962-1963)
Heft: 11

Artikel: Gesichter des heutigen literarischen Russland
Autor: Tasnády, Thomas
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-161392

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Gesichter des heutigen literarischen Russland

THOMAS TASNÁDY

Die heutige sowjetische, besser gesagt russische Literatur ist für den deutschsprachigen Leser ein beinahe unbekanntes Gebiet. Die Ursachen dieses äußerst bedauernswerten Zustands sind verschieden. Man erwartet vom russischen Schriftsteller von heute (absichtlich verwenden wir das Wort: russisch) Enthüllungen, die Beschreibung unterirdischer Folterkammern, insgeheim verfaßte Tagebücher, heftige Ablehnung des Regimes, auf alle Fälle jedoch Widerstand. Nur so läßt sich die Tatsache erklären, daß Pasternaks «Dr. Schiwago» Bestseller geworden war und auch von solchen gekauft wurde, die sonst ausschließlich Unterhaltungsliteratur konsumieren. Dudintzew wurde durch seinen literarisch nicht allzu wertvollen Roman «Nicht vom Brot allein» wegen des hie und da antiparteilichen Inhalts berühmt, und es ist nur dem Urteilsvermögen einer Hamburger Wochenzeitung zu verdanken, daß der deutschsprachige Leser auch Dudintzews beste Novelle «Neujahrsmärchen» kennen lernen konnte. Im Gegensatz zu den französischen Zeitschriften bringen die deutschsprachigen selten Werke neuer russischer Autoren. Auch die Verleger scheinen für diese Literatur wenig Interesse zu haben.

Eingangs möchten wir auch feststellen, daß der Kommunismus der russischen Psyche, insbesondere den Schriftstellern, nicht ganz fremd ist; auch die früheren sogenannten großen Generationen lebten in einem Polizeistaat, auch sie wurden verfolgt, auch sie waren personae non gratae (und nicht nur sie persönlich, sondern die Dichtung überhaupt). Sie leisteten Widerstand, indem sie schrieben — nicht über die Polizei, sondern über die Seele des Polizisten, eines servilen, gedankenlos-grausamen Menschen. Sie achteten auf die Philologie. Sie komponierten sorgfältig. Alles andere war für sie Journalismus, Faktenmitteilung. Bedenken wir dabei, daß der «Revisor» keineswegs das beste Werk Gogols ist; der große Gogol schrieb den «Mantel» und die «Toten Seelen».

Warum sollte die jetzige russische Literatur anders sein? Die berufenen Dichter beschäftigen sich nicht mit dem Kommunismus; die Staatsform ist keine literarische Form. Sie stellen den zeitgenössischen Russen, die zeitgenössische Seele dar. Sie bieten dem Kommunismus Widerpart, indem sie nicht

so konzipieren wie Nikita Sergejewitsch, indem sie etwa Werke der modernen Zeit zu verstehen suchen, über die der besagte Führer nur zu lachen vermag. Es gibt auch in Rußland Werte, die höher stehen als der unmittelbare politische Kampf; deshalb sind die guten Dichter für den terroristischen Staat gefährlich: das Dagegen-Kämpfen bedeutet Anerkennung, die Verweigerung der Kenntnisnahme einer Macht hinterläßt ein Leergefühl, das tötet.

Bei den Prosaschriftstellern ist die Ausgangsposition etwas anders. Ein Gedicht kann wesentlich leichter publiziert werden als ein Roman. Dabei denken wir nicht an Platzprobleme, sondern an die ideologische Verantwortung. In einem umfangreichen Werk müssen auch parteitreue Figuren, Wunschsituationen, erzwungene Moral und vorgekaute ideologische Texte vorkommen. Die Konflikte müssen gelöst werden, die Schlußszene muß Optimismus und Siegessicherheit ausstrahlen. Aus diesem Grund ist bei den modernen russischen Autoren die Form des Kurzromans besonders beliebt; man liest neuerdings kaum etwas anderes als Kurzromane oder längere Novellen. Die Kurzepik ist stets fragmentarisch, eine Novelle zum Beispiel beschreibt eine Situation, hat nur einige Figuren und kann unter dem tolerierten Vorwand, daß in *dieser* Geschichte eben keine parteipolitische Aussage notwendig sei, die «rettenden Sätze» meiden. Überdies hat sich in der letzten Zeit eine etwas paradoxe, fast schizophrene Urteilsweise entwickelt, die Jewgenjij Jewtuschenko — auf den wir noch zurückkommen werden — folgendermaßen formulierte: «Was die Kritik betrifft, dürfen wir nicht vergessen, daß auch die heftigste Kritik keine ‚administrativen Maßnahmen' zur Folge hatte. Eines Tages kritisierte mich die *Komsomolskaja Prawda* aufs heftigste, doch brachte sie nächste Woche meine Gedichte. So ist bei uns die Atmosphäre des literarischen Lebens, und das ist viel wichtiger als der Inhalt mancher Rezensionen.»

Augenscheinlich dient die Kritik gegenwärtig als Rückendeckung: der Kritiker verurteilt das Werk für alle Fälle und die negative Besprechung kann — falls gegen den Autor später dennoch ‚administrative Maßnahmen' getroffen werden müssen — jederzeit als Alibi aus dem Archiv geholt werden. Freilich können wir das Dominieren einer belletristischen Ausdrucksform nicht nur durch äußerliche, technische Ursachen erklären. Kürzlich veranstaltete die *Litjeratura Gazjeta* (Literarische Zeitung) eine Diskussion über die Probleme der zeitgemäßen Kunstform. Im Zuge der Debatte faßte Jurij Nagibin die Charakteristika des modernen Romans wie folgt zusammen: Wahre Details, Atmosphäre, konziser, lakonischer Ausdruck, genau dargelegte Gedankenwelt der Figuren und Landschaftsschilderungen voll innerer Spannung.

Wir möchten nun einige Vertreter dieser «nouvelle vague» in ein paar Zeilen vorstellen.

In der Dezember-Ausgabe 1960 der Zeitschrift *Znamja* erschien der Kurzroman des angehenden Schriftstellers *Jewdokimow*, «Das sündige Mädchen» (Greschnjiza). Die Eltern des sündigen Mädchens Ksenia Korschakowa ge-

hören einer fanatisch-religiösen Sekte an. Tagsüber leben sie das geregelte Leben der Kolchosbauern, während der Nacht aber beten sie in Ekstase. Die Kolchosarbeit, die sozialistische Umwelt, der Staat bleiben für die Sekte ohne Bedeutung. Ksenia ist von fröhlicher Natur, arbeitsfreudig, sie hat Sinn für die Schönheiten der unbebauten Welt; ihr wahres Ich kann sie jedoch nur im Medium der Magie, gottesfürchtigen Bibellesens und mystischer Ekstase finden. Die Dorfbewohner halten die Sekte für eine natürliche Erscheinung; auch der Vorstand der landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft hat keine Argumente gegen irrationales Seelenleben. Nur einige übermütige junge Männer versuchen, sich Ksenia zu nähern. Vergeblich. Später verliebt sie sich trotzdem in einen jungen Chauffeur. Dieser, Alexej, ist ein Durchschnittsmensch, einfach, leidenschaftslos — eben sein ausgeglichenes Wesen erweckt in dem Mädchen die Liebe. Die Sekte erlaubt diese Liebe jedoch nicht; Ksenia soll die Gefährtin eines «Bruders», eines Mitglieds der geheimen Gemeinschaft werden. Sie findet keinen Ausweg. Sie kann sich von dem mystischen Glauben nicht befreien, sie braucht die Augenblicke, da sie sich in Gottes Nähe fühlt; andererseits sehnt sie sich nach dem konfliktlosen, liebevollen Leben mit Alexej. Jewdokimow zwingt der Geschichte kein «sozialistisches Happy-End» auf. Die verzweifelte Ksenia läuft davon, und als ihre Kräfte sie verlassen, begeht sie Selbstmord.

Eine packend und sparsam erzählte düstere Geschichte; sogar die *Literaturnaja Gazjeta* — die das Werk des jungen Autors wegen «übertriebener Psychologisierung, Pessimismus und Generalisierung eines anachronistischen Einzelfalles» heftig angriff — bezeichnete es als einen tadellos geschriebenen Kurzroman[1].

Vor eineinhalb Jahren brachte die Zeitschrift *Nowij Mir* den Kurzroman *Wladjimir Tjendrjakows* «Drei, Sieben, As». Empörung und Ablehnung war die Antwort der linientreuen Kritiker. Der junge Autor erwähnt in seinem Werk den Kommunismus so gut wie überhaupt nicht; nur einige Worte, wie Genosse, Kolchos und ähnliche weisen darauf hin, daß die Sowjetunion der Schauplatz der Geschehnisse ist.

Etwa zwanzig Holzhauer arbeiten in einem nordländischen Wald, am Ufer eines endlosen Flusses. Ihr Leben ist inhaltslos und düster. Harte Arbeit, Überanstrengung, Freudlosigkeit. Unfälle dezimieren sie. Der Leiter der Siedlung, Alexandr Dubinjin, ist der Prototyp des teilnahmslosen, gleichgültigen Menschen. «Er hatte niemals Lust zu lesen, er spürte niemals edle Impulse in seinem Herzen, er entdeckte niemals erhabene Ideen, er wußte nicht (oder nur so vom Hörensagen), daß es edelmütige Männer gab, die für das Wohl anderer Menschen den Feuertod, das Dahinsiechen in den Folterkammern auf

[1] Die «Greschnjiza» erschien kürzlich unter dem Titel «Xenia, die Sünderin» im Goldmann Taschenbuch-Verlag.

sich nahmen, so unbedingt, daß nicht einmal die dicken Wände unterirdischer Kasematten verhindern konnten, daß die Welt nach Jahrhunderten noch immer ihre Stimme hört. Er begann als Holzhauer. Jetzt ist er Siedlungsleiter. Das ist alles.»

Eines Tages retten die Holzhauer das Leben eines Unbekannten. Ein sonderbarer Mensch. Vorbestraft, geheimnisvoll, in sich gekehrt. Auf seiner Brust sieht man die Tätowierung: «Die Jahre vergehen, wo bleibst Du, Freude?» Abends pflegt er die Gitarre von der Wand zu nehmen und Liebeslieder zu singen. Dann wird er plötzlich still. Er schaut wortlos vor sich hin und trinkt. Auf einmal schreit er auf: «Ich halte es nicht länger aus, ich laufe davon! Fünf Jahre wartete ich auf die Freiheit... fünf Jahre!»

Burujew, der neue Mensch, bringt Unheil. Er ist ein leidenschaftlicher Kartenspieler. Die Holzhauer, die sich nach Abwechslung sehnen, spielen nur allzu gerne mit ihm. Burujew gewinnt. Vielleicht spielte er falsch, vielleicht auch nicht. Jedenfalls hat das Geld, das er gewann, einen Sinn: er könnte damit in die fernliegende Stadt gehen und dort — in einer freieren, weniger gleichgültigen Umwelt — seinen Wohnsitz aufschlagen. Er ist vorsichtig; weil er sein Ziel erreichen will, versteckt er mit Hilfe eines jungen Arbeiters sein Geld. Nun hat er die Mittel, aber nicht die Bewegungsfreiheit: sein Personalausweis befindet sich im Schreibtisch des Brigadeleiters Dubinjin. Der will den Ausweis nicht ausfolgen, solange Burujew das Geld nicht zurückgibt. Er tut dies weniger oder gar nicht aus moralischen, ethischen Gründen, vielmehr aus disziplinären Erwägungen: die Brigademitglieder gehen lustlos ihrer Arbeit nach und produzieren wenig, weil sie stets an Geld, Glück und Lebensänderung denken. Da vollzieht sich die Tragödie. Burujew, der sich seiner letzten Chance beraubt sieht, stürzt sich auf den Brigadeleiter. Dieser greift nach seinem Dolch und tötet Burujew in Notwehr. Die Kampfhandlung verläuft jedoch ohne Zeugen. Dubinjin wird unter dem dringenden Verdacht verhaftet, den Spieler wegen des Geldes ermordet zu haben. Ein Mensch könnte ihn noch retten, der junge Arbeiter, der Burujew beim Verbergen der gewonnenen Banknoten behilflich war. Der junge Mann aber schweigt. Aus Angst, aus Geldgier und aus Gleichgültigkeit.

Tjendrjakow bedient sich einer sparsamen, überaus suggestiven Sprache, die es ihm ermöglicht, die Atmosphäre des dimensionslosen Lebens der Holzhauer in unmittelbare Erlebnisnähe zu bringen. Der Leser wird Zeuge der restlosen Verschmelzung des Menschen mit der Natur; alles ist endlos: der Fluß, der Wald, die gleichgültig hingenommene Traurigkeit und die lähmende Hoffnungslosigkeit. Nur eines weist Maß auf und ist daher konkret gegenwärtig: die Macht. Nicht die Macht des Kommunismus, nicht die des Staates, sondern eine Macht, die bereits namenlos geworden ist. «Du kannst nicht flüchten. Ich muß nur in das nächste Dorf telefonieren, und sie werden Dich fangen», sagt Dubinjin dem Spieler. «Sie» ist hier die allgegenwärtige, unabwendbare Reali-

tät; kein besonderer Begriff, sondern Tatsache, wie die Luft. Diese Anonymität verleiht dem Werk ungeheure Kraft, die der Ausdrucksgewalt eines Gorkij nahekommt[2].

Die Begegnung zweier Existenzen beschäftigt hauptsächlich den sensitiven Erzähler *Jurij Nagibin*. Er spricht nie aus, was eigentlich das Zusammenfinden zweier Menschen verhindert, man spürt bei ihm jedoch die Gegenwart eines gestaltlosen Ungeheuers (eines «Leviathan»), das den Menschen zum Alleinsein verurteilt. Die Existenz wehrt sich, und dabei wendet sie sich auch gegen jene, in deren Gesellschaft er die erhoffte Ergänzung finden könnte. Wir möchten in diesem Zusammenhang einige Zeilen aus seiner Novelle «Ein Mensch und die Landstraße» zitieren: «Die Äste kratzten unheimlich das Gehäuse, das Dach, sie peitschten die Räder, und in das gleichatmige, gewohnte Summen des Motors, das der Lenker bereits als Stille empfand, brach dreist und streitsüchtig der Lärm des äußeren Lebens herein. Alexejs Antlitz spiegelte Zorn. Er wollte sein Alleinsein und seine Gleichgültigkeit der Außenwelt gegenüber bewahren, er gab Gas... und schaltete den fünften Gang ein. Der Wagen wurde zügellos. Die verlorene Ruhe des Autos bereitete ihm körperliche Schmerzen, aber das Kratzen der Äste ließ allmählich nach, und der Bursche gewann seine Stille zurück.»

Dieses Lebensgefühl entwaffnet den Menschen, er besitzt keine Mittel mehr, sich einer anderen Existenz zu nähern. Er will sich bloß noch befreien. Nicht von einem realen Umstand — das wäre unmittelbare Ablehnung, etwas Konkretes und ließe sich einfach durch Gewalt bekämpfen —, ja nicht einmal von der Umwelt — es handelt sich hier, paradox gesagt, um eine Tendenz ohne Richtung.

Nicht einmal das Töten ärgster Feinde bringt das Gefühl der Ausgeglichenheit oder der Genugtuung. Der Sieg hinterläßt ein kraftloses Gefühl der Leere, das man verschlafen will, in der Hoffnung, nie mehr zu Bewußtsein zu kommen. *Viktor Njekrassow* schildert in seiner umfangreichen Novelle «Die zweite Nacht» die Figur eines jungen Soldaten, der im Nahkampf einen Deutschen erwürgt. Der Autor beschreibt sachlich, ohne «friedenskämpferische» Absicht, aber mit großem, psychologischem Können den leisen Kummer des Siegers. Zum ersten Male in der sowjetischen Literaturgeschichte wird hier der Tod eines nichtkommunistischen Deutschen, eines gehaßten Feindes, als menschlicher Verlust gewertet. Lenjka, der junge Soldat, liebt sein Vaterland; der zweite Weltkrieg war Sache aller Russen. Dennoch ist ihm das Töten fremd. Er wird nicht wahnsinnig, die Gewissenskonflikte reiben ihn nicht auf.

[2] Tjendrjakows Kurzroman «Drei, Sieben, As» wird im Frühjahr 1963 in der Übersetzung von Winfried Bruckner und Thomas Tasnády beim Hans Deutsch Verlag als Paperback-Buch herauskommen.

Aber er sagt hartnäckig und leise: «Ich will mich entfernen... ich will mich entfernen...»

Viktor Njekrassow brachte auch stilistisch Neues. Man spürt bei jedem Satz, mit welch kunstvoller Kleinarbeit er die bipolare Spannung zwischen Anfangsbuchstabe und Punkt entstehen ließ: manchmal hätte man Lust, zu versuchen, ob irgendein Wort gestrichen werden sollte. Der Schreiber dieser Zeilen hat es versucht, aber vergeblich. Njekrassows Prosa ist ein maßhaltender Bau, etwa so, als ob Hemingway sensitiv und zugleich äußerst intellektuell wäre.

Nach Ansicht Jewgenjij Jewtuschenkos, des Teufelskerls der modernen russischen Dichtung, ist die Poesie von heute bedeutender als die Epik. Dieses Urteil ist nicht ungerecht. Allein die Zahl der bedeutenden Dichter von internationalem Rang ist wesentlich höher, als die der erstklassigen Novellisten. Seit dem XX. Kongreß der sowjetischen KP ist die Freiheit der Dichtung weniger beschränkt, Themenzwang besteht kaum noch. Der Grund dieser Änderung ist keineswegs eine Liberalisierungsabsicht. Stalin, der Khan, hatte Hofdichter nötig, und er durfte ernsthaft davon überzeugt sein, daß seine Person und seine Taten das schönste Thema für Gedichte seien. Er war kein passionierter Leser, aber er wollte jede Zeile zu Gesicht bekommen, deren Inspirator er war. Chruschtschew und die von ihm eingesetzten Parteisekretäre sind primitive Geschöpfe, Massenmenschen, aufgeblasene, meuternde Proleten, machthungrig und — wie jeder echte Prolet — kulturfeindlich. Ihres Erachtens ist das Wort eines Dichters höchst unwichtig; Chruschtschew will seinen Namen nicht in Anthologien, sondern auf den Titelseiten westlicher Zeitungen sehen. Überdies hat er gelernt, daß es zweckmäßiger ist, den Gegner zu pensionieren als ihn zu töten — deshalb verfolgt er die Literaten in seinem Reiche nicht.

Die Hetzkampagne gegen Pasternak erfolgte unserer Meinung nach ausschließlich wegen seiner westlichen Publizität; den wahren Inhalt des «Dr. Schiwago» vermochten weder Chruschtschew noch seine Partei zu begreifen. Daraus ergibt es sich, daß der jetzige russische Dichter mehr Bewegungsfreiheit hat. Er darf endlich wieder lyrisch sein, sensitiv und offenherzig und, was noch wichtiger ist: er muß den Wortschatz der Partei nicht mehr für obligatorisch halten. Die Diktatur ist in diesem Fall eine Frage der philologischen Richtigkeit. Kein Mensch ist imstande, in fehlerfreiem Stil zu lügen, die Sprache rächt sich. Sicherlich gibt es Hofdichter, die mit geölter Stimme ihren Herrn glorifizieren, das ist aber nur Reimfabrizieren. Diese Routinedichtung verliert allmählich die Überzeugung, die sie vielleicht am Anfang noch besaß; es bleiben nur leere Formen davon übrig: so sah die russische Reimkunst kurz vor dem XX. Kongreß aus. Es gab nur wenige, die das Wort nicht verraten hatten: Martinow, Pasternak, zum Teil auch Issakowskij. Heute gibt es wieder eine ganze Generation.

Die Kluft zwischen dem schönen Wort und dem Herrscher, der das Rednerpult der Weltorganisation mit seinem Schuh bearbeitet, wird natürlich immer größer, um so mehr, da die Sprecher des schönen Wortes Kommunisten sind. Freilich anders als Chruschtschew. So wird man sich eines Tages auch in Rußland die Frage stellen: Wer sind die wirklichen Kommunisten?

Wir möchten zwei charakteristische Repräsentanten dieser Gruppe vorstellen. Der eine, Twardowskij, Chefredaktor der beachtenswerten Moskauer Zeitschrift *Novij Mir*, gehört der älteren Generation an, der andere, Jewgenjij Jewtuschenko ist ein «zorniger junger Mann». Bedauerlicherweise stehen uns keine Übertragungen zur Verfügung; wir müssen uns mit allgemeinen Feststellungen zufriedengeben.

Kommunist sein bedeutet, alles zu hassen, was rückwärts zieht, so definiert *Jewtuschenko* seine Haltung. Er pflegt Cowboyhosen zu tragen, er schwärmt für moderne Pariser Malerei. Er bereiste West-Europa und Afrika; er ist bei der Jugend ungemein populär; er ist hektisch-unzufrieden, launenhaft, stilistisch manchmal ungezähmt, manchmal wieder mikroskopisch pünktlich — eine europäische Erscheinung von heute.

Jewtuschenko will die Welt erobern; bei ihm ist das dichterische Sehen Verewigung, die Welt eine Einheit. Die Brüste eines lasterhaften Vorstadtmädchens, der Flug der Sputniks, die Gleichgültigkeit seelenloser Wodkatrinker, der Lärm jubelnder Dinamo-Anhänger, das wortlose Leid einer alten Frau, die Freude an der Arbeit, die ekelerregende Dummheit schirmmütziger Funktionäre, die Flüche eines schlechtbezahlten Arbeiters — all das bildet ein Universum. Wie einst Whitman, will auch Jewtuschenko alles besingen. Er macht keinen Hehl daraus, wenn ihm etwas zuwider ist. Er hält sich für einen wahren Kommunisten, der stets für die Reinheit der Idee zu kämpfen hat. Als er in Babij-Jar erfuhr, daß die dortige Provinzregierung über dem Massengrab hingerichteter Juden einen Vergnügungspark errichten ließ, vermochte er sich nicht zurückzuhalten. Damals schrieb er eines seiner schönsten Gedichte (das sofort von der Parteipresse angegriffen wurde), in dem er dem halb offiziellen sowjetisch-russischen Antisemitismus die Stirn zu bieten wagte. Freilich tat er dies im Namen des wahren Kommunismus. Nicht weil er ein kurzsichtiger Idealist wäre. Jewtuschenko kennt kein anderes System als das kommunistische. Er war im Westen, aber der «sozialistische Staat» ist für ihn (sagen wir so:) die einzig existente, seiner Vorstellungswelt adäquate und historisch-unmittelbar spürbare Lebensform, die er nach Kräften menschlich neu zu gestalten sucht. Jewtuschenko kann lieben und hat Sinn fürs Traurige. Diese letzte Eigenschaft Jewtuschenkos möchten wir mit einem kurzen Zitat aus seinem balladenhaften Gedicht «Vor dem Fenster alte, weiße Bäume. . . » illustrieren. Die Übertragung ist leider unzulänglich und kann nur den Inhalt vermitteln. Es handelt sich um einen verlassenen, alten Professor, der im Winter sein Haus verläßt:

«Er geht da gebrochen und gekrümmt,
Linkisch, zittrig und hilflos-gekrümmt,
Oder nur aus Müdigkeit gekrümmt,
In dem Schnee, in weichem, weißem Schnee...
Er ist wie ein beschneiter weißer Baum,
Ein völlig beschneiter weißer Baum,
Ein derart beschneiter weißer Baum,
Daß man ihn gesondert nicht mehr sieht...»

Alexandr Twardowskij, dem kürzlich der Lenin-Preis verliehen wurde, hat neuerdings in höchster poetischer Form die bisherige Geschichte der Sowjetunion zusammengefaßt, mutig und selbstkritisch, mit Treffsicherheit und klarer Psychologie. Er schuf damit eine Brücke, die der russischen Dichtung und dem russischen Denken die Weiterentwicklung ermöglicht. Sei zuerst Bürger und dann Dichter, das war die Ars poetica des klassischen Njekrassow. Dieser Satz war auch für Twardowskij bindend. Er liebt Rußland wie jeder Russe. Dennoch verleugnete er in seiner *Poema* (so nennt die russische Literaturwissenschaft jene Gedichte, die aus mehreren Abschnitten bestehen) «Immer weiter!» nicht, daß Stalin typisch russisch, ja eine besonders charakteristische Ausgeburt Rußlands war. Sie liebten und haßten ihn, er war Fluch und zugleich Vorbild, sie empfanden ihn großartig und zugleich zwergenhaft, grausam und gutmütig, er und seine Welt waren verkörperte Schizophrenie.

Im Abschnitt «So war's» beschreibt er den Tod des Herrschers — den Leser überlaufen dabei Kälteschauer. Hier taucht das ewig gequälte, wortlos leidende russische Volk auf, in der Figur des grauen, knochendürren, gekrümmten Mütterchens Darja; auf dem Höhepunkt des Gedichtes scheint es, als wäre sie die Gesandte des Todes, der auch den Despoten wegfegt, leicht und unwiderruflich, wie ein Staubkorn...